

Kriege und Kriegsvölker der Ameisen.

Von Edwin Rath.

Der aus Rücksicht auf seine Kinder auf einen ewigen Krieg angewiesen ist, der ist schlimm daran! Denken wir uns, wir mühten uns die in gewissen deutschen Familien so . . . ich will nur sagen fast unentbehrlich gewordene englische „Erzieherin“ jedesmal in einer „Gesamtausgabe“ von mehreren Tausend per Kriegszug aus England holen, weil wir infolge „zu sehr ausgebildeter Kriegsinstitute“ (!) nicht mehr imstande wären, unsere Kinder zu friedlichen Staatsbürgern heranzuziehen . . . !

Das ist ungefähr die Sachlage bei den Amazonen unter den Ameisen (Polyergus rufescens), bei diesen hübschen gelenkigen Wesen, die die reizendste Färbung und die zierlichste Gestalt haben, die dieses Krabbeltier, diese „Intelligenz unter unseren Füßen“ aufzuweisen hat. In einem rotbraunen winzigen Panzer gehen sie auf ihre Kriegszüge aus — hier, unsere europäischen Amazonen. Sie sind infolge der Tätigkeit ihrer Erzieherinnen eine ganz veränderte Sorte geworden. Sie können nicht mehr allein essen, sie tragen vorn am Kopf so etwas wie zwei trumme allergerichtigste Türkenfädel, nabelspitz und — gezähnt! Daß sie sich aber in ihrem ewigen Blutdurst — oder soll man richtiger sagen, in ihrer Faulheit — diese Säbel ausgelegt haben, das wird noch ihr Verderben werden; denn ihre Sklaven sind nicht mehr die Sklaven, sondern die eigentlichen Herren. Die „Herren“ können mit ihren gezähnten Türkenfädeln ihre kleine Brut nicht mehr pflegen, sie würden sie beim ersten Verühren durchspießen, zu einem Blutpüppchen machen, sie können aber auch nicht mal mehr selbst essen, obwohl sie die Wabeln sozusagen gleich am Maul tragen. Sie müssen von ihren Sklaven regelrecht gefüttert werden, ihre Mandibeln, ihre Zangen sind zum Füttern einfach unbrauchbar. Soll man das nun Degeneration nennen? — Wie's die Herren Forscher tun, oder höchst ausgebildete Einseitigkeit, Fähigkeit zum „Herrschen“. Denn sollten die Sklavinnen es etwa auch nur versuchen, sich zu mueren, indem sie etwa nicht zur vorgeschriebenen Zeit sozusagen mit dem Tablett zum Füttern erscheinen würden — die Zangen, die Säbel, fähen ihnen gleich in der Halsgegend.

Wie aber gehen sie in den Krieg, diese kriegerischen Babys? Ihre Kriegstaktik ist noch Ansicht der Ameisenforscher „erkauntlich hoch ausgebildet“. Sehen wir zu: Forel schildert so einen Ameisenkampf (selbst die Stunde ist präzise angegeben): Eines Nachmittags um 3/4 Uhr ziehen die Amazonen einer ganzen Kolonie Volpergus, die in einer Wiese zehn Schritte von einer Straße lag. Nachdem sie ein wenig in die Quere gegangen waren, nahmen sie die gerade Richtung wieder auf. Endlich entdeckte ich zwei Schritte von der Armee entfernt ein Nest (fünfundzwanzig Schritte vom Nest der Amazonen gelegen), das mit Rufibarbis (einer Sklavennatur) besetzt ist. Die Spitze der Armee erkennt, noch etwa zehn Zentimeter von dem Rufibarbis entfernt, daß sie angekommen sei, denn sie macht plötzlich Halt und sendet eine Menge Blänker, die sich mit ungläublicher Hast in die Hauptmasse und den Nachtrab der Armee stürzen. In weniger als dreißig Sekunden ist die ganze Armee in eine Masse vor dem Nest der Rufibarbis versammelt, auf dessen Oberfläche sie sich mit einer zweiten Bewegung von unvergleichlicher Raschheit stürzt. Dies war nicht unnützlich — denn die Rufibarbis hatten die Ankunft des Feindes in demselben Augenblick bemerkt, in dem die Spitze der Armee angelangt war. Einige Sekunden hatten auch genügt, um den Oberbau ihres Nestes mit Verteidigern zu besetzen.

Ein unbeschreibliches Handgemenge folgt nun. Aber die Hauptmasse der Armee dringt trotzdem langsam durch alle Öffnungen ein. In demselben Augenblick kommt ein Strom Rufibarbis aus den gleichen Löchern hervor, schleppen Hunderte von Kolons, Larven und Puppen fort, fliehen nach allen Seiten und flattern auf die Grashalme. . . . Die Amazonen bleiben kaum eine Minute im Nest und kommen in Scharen aus allen Löchern zugleich wieder hervor, jede mit einem Kolon oder einer Larve beladen. Aber kaum ist die Spitze der Armee wieder im Rückmarsch, so ändert sich die Szene abermals. Wie die Rufibarbis sehen, daß der Feind flieht, nehmen sie mit Wut dessen Verfolgung auf. Sie fassen die Amazonen an den Beinen und suchen ihnen die Puppen zu entreißen. Wenn eine Rufibarbis sich an einen Kolon angeschlossen hat, den eine Amazona trägt, läßt diese ihre Kiefer allmählich über den Kolon hinabgleiten bis zum Kopfe der Rufibarbis. Diese läßt dann meistens los. Wibt sie nicht (der chevaleresken Drohung!) noch nimmt die Amazona den Kopf zwischen die Zangen, und wenn dieser Wink noch nicht genügt. . . . ist der Kopf durchbohrt! — (Welche Kämpferrasse!) Die Rufibarbis verfolgen zu Hunderten die Amazonenarmeen bis zur Hälfte der Entfernung beider Nesten. Zu Hause angekommen tragen die Amazonen ihre Beute hinein — am

nächsten Tag um dieselbe Stunde plünderten dieselben Amazonen neuerdings jenes Rufibarbisnest.“

So — das die Kriegskunst! — aber wie ist's mit der Intelligenz, der vielgerühmten! Man braucht nur einen Haufen Ameisenpuppen von einer Sklavennatur vor ein solches Amazonennest zu schütten, da kommen sie in Sturmkolonnen herausgefegt. Was tun sie? Ja, sie benehmen sich wie vor einer zu erobernden Ameisenfestung, heißen berseherisch um sich, heißen ins Erdreich, heißen in die Puppen, heißen in die Gräser — und die Puppen? — „heißt ins Gras!“ Das die Intelligenz der Ameise. Anders dagegen eine andere Amazonenart, die die Bestimmung nicht gleich zu verlieren scheint, obgleich ihr „Gelehrtenname“ auch auf ein sehr choleraisches, leicht verbiebertes Temperament schließen lassen könnte. Die Formica sanguinea (die blutige Ameise) rennt hochertreut auf die billig erworbene Beute der hingeschütteten Puppen los und heimst sie stink, mit Ameisenfingern ein. Aber auch nicht immer! Wasmann setzt intelligenterweise dazu: . . . „unter Umständen . . .“

Wie alle Raubtiere einen merkwürdigen Eigensinn, oder Herrscherinstinkt bezüglich des Gebietes besitzen, in dem sie sich aufhalten, so auch die kleine winzige Räuberin Ameise. Sucht ein in der Nähe befindliches Nest Bäume, Pflanzen und Wege auf, die zu belaufen bisher nach dem ungeschriebenen Ameisenlob nur das Recht der starken volkreichen älteren Ameisenkolonie war, so kommt es nach kleineren Vorstößen zwischen einzelnen der feindlichen Ameisen zu regelrechten Schlachten, die auf allgemeine Verständigung fast von der ganzen Gesamtheit der kleinen Krabbeltiere geliefert werden, wenn nicht eine besondere Kriegskaste ausgebildet ist. Es ist da meist nicht mit einem Kampfe von einigen Minuten erledigt, sondern die Schlachten zwischen zwei Ameisenkolonien können wochen-, ja monatelang dauern. Es kann eine Art Dauerkrieg werden, der es auf die gängliche Erschöpfung des Gegners abzieht.

Es mag einem drollig erscheinen, daß die Temperatur der Luft außerordentlich viel mit zur Entscheidung oder Hitzigkeit des Geistes der Krabbeltiere beiträgt; aber es ist so. Jedoch umgekehrt wie beim Menschen. Der erschläft in der Hitze. Die kampfbereite Ameise jedoch wird geradezu von einer wahren Vernichtungswut befallen, wenn es recht mäßig warm ist und die Sonne nur auf dem von Ameisenbeinen, -köpfen und -rumpfen besetzten Schlachtfeld so bräut und schmort. Dabei steigt die Temperatur des Kampfraumes mannigmal so sehr zum höchsten Dignegrad empor, daß eine Art blutleuchtender Tollwut über die Ameisen kommt, in der sie alles, was nach Ameise riecht, was Ameisenbeine und -augen hat, einfach niedersäbeln, mit ihren Zangen, Köpfen, oder das ganze arme, ihnen zum Opfer fallende Weien „entgliedern“, gänzlich kampfunfähig machen — mag es nun Freund oder Feind sein, der da gerade gefaßt wird. Wenn eine Ameise so von ihrem „furor teutonicus“ befallen ist, wird sie meist von der nächsten Ameise des eigenen Stammes mit den Zangen so lange festgehalten, bis sie wieder „zur Vernunft“ gekommen ist und ihren Kriegsrasch ausgezapelt hat.

Wie bei den Menschen ist das Verhalten der einzelnen Ameisen in der Schlacht — man kann das gegenseitige Niederhacken nun mal nicht anders bezeichnen — ein ganz verschiedenartiges. Zum Beispiel bei der Raubameisenart der Formica sanguinea kommt es vor, daß eine ganze Reihe der Tiere sich „scheintot“ stellt — das soll auch noch in diesen Tagen bei Menschen vorkommen! — andere dagegen zeigen ein sonderbares Gemisch von Furcht und Wut. Sie sollen diese aber nicht an dem eigentlichen Gegner aus, sondern machen es Augenschein à la Don Quixote mit Bindmühlensflügeln ab — mit Grashalmen, Sandkörnern und Heidekrautstängeln. Oder sie rutschen, in namenlos spöthhaft anguckender Weise mit gesenktem Kopf und gespreizten Beinen auf der Erde umher und heißen wuschlaubend in diese schlimmste Erde, die so verzweifelte Dinge über den Ameisenstaat bringt, wie einen männermordenden Vernichtungskampf. Wieder andere dagegen nehmen mit heroischem Mut nicht selten gleich den Angriff verschiedener Feinde zugleich an. Man sieht meist auf dem Schlachtfeld größere und kleinere wild durcheinander frabbelnde oder mörderisch fest ineinander verbissene Knäuel oder Ketten. Nur ganz wenige von diesen Hunderten, sich meist mit dem Stachel bearbeitenden Individuen bleiben dabei am Leben. Wenn sie so zu recht vielen sind, wächst der Mut der Ameise ins Ungemessene — aber auch die gegenseitige Vernichtung! Also die einen töten hauptsächlich mit dem Giftstachel; so die gefährlichsten unter den Europäern: Myrmica rubica. Die Amazona Volpergus durchbohrt, wie schon gesagt, das Gehirn des Feindes — welche zielsichere Sachgemäßheit bei diesem ganz kriegerischen! — eine andere Ameise, die einem mit ihrem Namen allein schon die Zunge fahrl abreißt, sät dem Gegner den Kopf ab.

Lassen die großen Schlachten der Nilpflutzer nach, oder ist die feindliche Kolonie vollständig aufgerieben, dann ist von selbst

wieder Frieden im Reiche der Winzigen. Mitunter aber schließen sie einen regelrechten Frieden, indem sie den Kampf um ein gewisses Grenzgebiet aufgeben — und sogar miteinander in „freundschaftlichen Verkehr“ treten — der bei Verwandtschaft der beiden, vorher feindlichen Stämme oft so innig wird, daß sie anfangen, gemeinsam zu arbeiten und nicht selten schon im Verlauf von ein bis zwei Tagen eine einzige einträchtigliche Kolonie bilden!

Der Wehrmann im Eisen.

Der „Frankf. Ztg.“ schreibt man aus Wien:

Die öffentliche Wohltätigkeit läßt auch in der Kriegszeit wenig originelle Tugenden. Man könnte sich vorstellen, daß die Menschen in Augenblicke letzter Entscheidung über Leben und Tod von dem Gefühl der Wichtigkeit aller der kleinen Dinge, an die sich ihr Herz geknüpft hatte, einmal ganz erfüllt wären und im Ueberdruß solchen Gefühls die mit Worten viel gepriesene Selbstigkeit des Lebens wirklich genießen würden, daß die einen begierter, die anderen erschütterter von ihrem Ueberfluß oder ihrer Knappheit austeilten, ohne äußeren Antrieb und ohne Nebenbedenken. Es hat an Erscheinungen dieser Art in den hinter uns liegenden sieben Monaten sicherlich nicht gefehlt, aber das allgemeine Bild der Wohltätigkeitspflege hat sich, trotz aller Aufrüttelung der Seelen, wenig geändert. Ihre wichtigsten Hilfsmittel sind geblieben: der Appell an Eitelkeit und Geschäftigkeit und die Ausnutzung der ewigen Lust an Spiel und Vergnügen. Vielleicht haben sich diejenigen Zweige des Gesamtunternehmens etwas verbreitert, die man als die demokratischen Betätigungsformen der organisierten Geknechteten bezeichnen könnte. Die unendliche Fülle der Abzweigungen und Anknüpfungen, die man in jedem Knosploch prangen sieht, deutet darauf hin; infolge eines Fehlers der Industrie, die diesen Gegenständen eine viel zu langsame Abnutzung gegeben hat, erzwingt man hier für fünfzig Heller bis zu zwei Kronen das Recht, durch viele Monate hindurch die Quittung der eigenen Freigebigkeit vor allem Volke zu präsentieren. Aber neben diesem Massenbetrieb gedeiht jene andere Wohltätigkeit vortrefflich weiter, die ein Reservat der guten Gesellschaft und im Grunde nicht viel mehr als ein Unterhaltungsmittel ist. Auf der einen Seite die Begehren, denen ein sicherer gesellschaftlicher Rang vergönnt, Komitteesmitglieder zu werden, auf der anderen die Strebsamen, die mit ihrer Beteiligung eine nicht ungewöhnliche Rolle wenigstens spielen möchten, sie alle finden sich auf diesem Boden, und je größer die Not der Zeit und je größer der Abstand vom Schützenrad zum Konzert- oder Theaterfaß ist, um so mehr wächst die Bereitwilligkeit, sich durch ein Aufgebot der Verehrung zur Fortsetzung des Vergnügens zu erkaufen. Gewiß werden auf diese Weise Geldmittel flüchtig gemacht, denen man sonst durch nichts bekommen könnte.

Endlich einmal etwas Neues, etwas noch nicht Dagewesenes: der Wehrmann im Eisen. Auf dem Schwarzbergplatz in Wien steht seit einigen Tagen in einem Pavillon ein Ritter aus schwarzem Holz, mit herabgelassenem Bistier und in der Hand ein Schwert, aber es fehlt ihm der Panzer. Jeder Vorübergehende, der eine Krone (oder mehr) zählt, erhält einen Nagel, den er diesem Standbild einschlagen darf; um und um wird so der Ritter mit Nägeln beschlagen, bis er schließlich vollkommen in Eisen gehüllt sein wird. Ein paar Hunderttausende solcher Nägel werden Nagel auf ihm haben, und jeder einzelne ist erkaufte mit einer Gabe, die, so klein sie sein mag, mit den andern zusammen ein Großes ergibt. Groß wenigstens im Vergleich zu dem, was die meisten dieser Veranstaltungen ausbringen; im Vergleich zu dem freilich, was dieser Krieg sonst verschlingt, winzig klein. Man spürt bei der Veranstaltung deutlich das Streben, auf die Phantasie der Bevölkerung zu wirken, an alte Ueberlieferungen anzuknüpfen. Allerlei Bücher erzählen Kindern und Fremden von dem Stod im Eisen, einem Heldenkämpfer, in den vor Jahrhunderten jeder das Weges kommende Schlossergeselle einen Nagel eintrieb, bis seine Hülle völlig eisen geworden war. Zu diesem Wahrzeichen Wiens, um das eine Reihe hunderter Legenden spielt, will der Wehrmann ein modernes Gegenstück schaffen: einen Kämpfer, dem das Volk die Rüstung unentgeltlich auf das wiederum das Volk schenke. Die Symbolik ist vielleicht ein wenig kinomäßig, aber die Hunderte oder Tausende, die jetzt täglich zum Schwarzbergplatz pilgern, ergeben sich ihr willig. Mehr und mehr verliert der Ritter von seiner schwarzen Hochzeit.

Zur Enthüllung des Standbildes war alles erschienen, was man bei feierlichen Anlässen zu „bemerken“ pflegt. Ein Erzherzog oder eine Erzherzogin war Protektor; im Namen der drei verbündeten Souveräne hämmerten ein Minister und zwei Volschaffter goldene Nägel ein; es fehlte nicht an guten Reden, und die Sonne brach pünktlich durch die Wolken. Und dann kam die Flut

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Mæzø.

„Über Louis!“ Weinend brach sie zusammen. „Ich sage das nicht aus Bosheit — ich habe Dir vergeben! Aber es empört mich zu sehen, wie Du Dich als Richter aufs hohe Pferd setzt, Du, die Du so demütig in Deinem Glauben bist. Und es tut mir leid, daß ich derjenige sein soll, der Dich zurechtweist, während Du mich bei der Hand nehmen und zu Dir führen müßtest. Denn ich habe das Christentum wohl nicht verkehrt verstanden, wenn ich glaubte, es hätte Liebe und Verzeihung für alles.“

„Nein, das hast Du nicht, Louis! Ich habe mich schlecht benommen. Kannst Du mir verzeihen?“

„Willst Du mir nicht vorsingen, aber so, wie Du singst, wenn Du Dich selbst frohmachen willst?“

Sie nahm das Gefangbuch und sang mit ihrer alten zitternden Stimme: „Fahre fort, Zion . . .“ Zwischen den Strophen puzte sie sich die Nase und schnaubte, und ihre Stimme klang weinerlich-innig. Und für den Kandidaten bekamen die Worte den Klang und die Stimmung, die er selbst nicht einzufangen vermocht hatte.

Er atmete schwer auf, als sie fertig war. „Glaubst Du, Gott verzeiht ganz — auch hier auf Erden?“ fragte er. „Ja, kann den Gedanken nicht ertragen, vor die Obrigkeit geschleppt zu werden.“

„Du mußt es tragen, wenn es sein Wille ist, und es ist besser, die Strafe hier als im Jenseits auf sich zu nehmen.“

Bei dem Worte Strafe regte sich wieder die Empörung in ihm, aber er unterdrückte sie. „Aber wenn wir beten —“ sagte er. „Man bekommt doch, worum man redt von Herzen bittet?“

„Ja, wenn es zu unserem Besten dient. Aber wir müssen trotzdem beten, weil das das Gottesverhältnis stärkt.“

Er war zwar nicht der Meinung, daß etwas Stärkendes darin liege, zu beten und nicht zu bekommen. Aber er schwieg und betete mit. Und aus dem Gebet erwuchs ihm eine Gewißheit, daß irgendetwas geschehen werde.

„Ich will die Folgen meiner Handlung gerne tragen,“ sagte er still. „Meinst Du nicht, daß es richtig wäre, wenn wir Steine und das Kind ins Haus nähmen?“

Sie schwieg lange. „Gewiß,“ erwiderte sie dann zaghaft,

„und wenn ich tot bin, könntest Du sie zu Deiner Frau machen.“

Der Kandidat nickte mit abwesendem, schwärmerischem Blick.

27.

Dank dem hohen Abhang im Norden war es warm in der kleinen Wäscherei, um so mehr, da Dortea Gansen mit dem Brennholz nicht sparte. Aber man empfand die Kälte jetzt doch heftiger da draußen, wo man für sich wohnte und manchmal ganz von der Umwelt abgesperrt war.

Und mit dem Schnee war es ganz schlimm. Der kam dort oben auf den flachen Feldern herangetragen, und der Nordwind ließ ihn keine Ruhe finden. Aber hier im Schutze des Abhangs lagerte er sich in stets anwachsenden Hügel, die zuletzt den ganzen Raum zwischen dem Hause und dem oberen Ende des Gemüsegartens ausfüllten. Von außen her war der Zugang zu Wäschhaus und Küche ganz versperrt.

Oben in Karls Wohnstube, die jetzt Krankenzimmer war, waren die kleinen Dachfenster meist ganz mit schmutzigem Schnee bedeckt, so daß das Zimmer in Dämmerung dalag. Wenn es im Ofen so recht prasselte, taute der Schnee von innen her und stürzte zuletzt mit leichtem Gepolter hinab, und eine neue Masse baute sich vor den Augen des Kranken langsam auf.

An anderen Tagen aber war es ganz still, und die Luft hing da draußen so klar und spröde und voll Frost, daß sie bei dem geringsten Laut zerbarst, und der Sang der Schlittschuhe auf dem Eise war bis in das Krankenzimmer hinein zu hören. Dann zeichnete der Frost eine ganz tropische Pflanzenwelt auf die kleinen Scheiben, und Karl freute sich über dieses Gewimmel exotischer Blumen und phantastischer Pflanzenformen, bis der Ofen darauf hauchte und alles wegwischte. Auch das machte ihm Spaß, und er wartete gespannt darauf, daß der Frost wieder die Oberhand bekam. Darauf bewegte das Laubhütchen des Fensters sich plötzlich wie ein feiner Sternenebel; der Frost hatte darauf geatmet und im Lauf eines Augenblicks ein neues Bild angedeutet, noch reicher und prächtiger als das vorige, aber gerade wahrnehmbar. Und die Wärme wischte auch dieses aus.

„Gaukelspiel,“ dachte er dann plötzlich und wandte den Kopf fort. „Die Kälte mordet das Leben und schafft es wieder neu — in Eis. Die, die vor Kälte sterben, träumen sich in die Tropen hinüber, und die, die den Hungertod erleiden, schmelzen in ihrer letzten Stunde an einer läppigen Tafel. Wenn ich sterbe, wird es wohl sein, als erstürmte ein Gigant

den Himmel. Gaukelspiel!“ Trotzdem freute er sich, wenn die Blumen wiederkamen.

Karl war sich klar über jede Neuerungsbildung des Todes, er hatte sich das während seines langen Krankenlagers ausgedacht. Und beständig stieß er auf diese frivole Phantasie, die nach seiner Ansicht ein Verbrechen gegen die Wirklichkeit war, weil sie verschleierte und maskierte, während die strenge Forderung des Lebens dahinzuliegen mußte, daß man auch nicht den größten Leiden den Stachel nahm.

Diese Forderung hatte er sich Tag für Tag wiederholt, und es gelang ihm, sie in vielen Punkten zu befolgen, nur in seinem Verhältnis zu Esse nicht. Seit dem Augenblick, als er sie hat, von ihm abzulassen und sich dem Leben zuzuwenden, hatte er nur jämmerliche Unmännlichkeit an den Tag gelegt. Und war das damals — ehrlich gemeint gewesen? Steptisch, wie er auch gegen sich selber war, spürte er sich dessen nicht ganz sicher, — aber er hätte es sich jedenfalls ersparen können. Je nachdrücklicher er mit seinen unbegreiflichen Gründen geltend machte, daß sie ihn verlassen müsse, desto mehr schmeigte sie sich an ihn. Was machte sie sich aus Gründen, sie, die einen gesunden Körper hatte, von dem sie sich auf den rechten Weg leiten lassen konnte!

Als es aber ernstlich darauf ankam und alle seine Gründe vor dem einen Verlangen verschwanden, sich an ihre Liebe anzuklammern, da entglitt sie von selbst; und keine Gründe, nichts vermochte sie festzuhalten.

Hätte er sie nie an ihre eiligen Versprechungen erinnert, sie nie merken lassen, daß er selbst alles aufgab und sie mit sich ziehen wollte, — vielleicht hätte sie dann noch an ihm gehalten, wenn auch nur mit einem dünnen Faden? Er hatte sie erschreckt. Aber was konnte er dafür, daß dieser satanische Egoismus ihm im entscheidenden Augenblick die Macht aus den Händen nahm und sie zugleich aufweckte? Er hatte um den Tod gekämpft und sie ums Leben, und — bisher hatte sie gesiegt.

Wie hatte er sie gehaßt und geliebt, wie hatte er geweint vor Erbitterung darüber, daß dies alles, das für ihn bestimmt war, aber das er nicht entgegenzunehmen vermochte, einem anderen in die Hände fallen würde. Bei allen seinen körperlichen Leiden, in den Fieberdramen und unter der Wucht des Bewußtseins von seinem nahe bevorstehenden Tode hatte er nur dieses eine Verlangen gehabt, einen Ausweg zu finden, damit keiner sie anrührte, keine Hand das zerbräche, was ihm geweiht war. Er hatte versucht, sie an sich zu fesseln — toahnförmig, indem er das Verhältnis mit ihr vollkommen

der Namenlosen, die jedoch — dafür ist gesorgt — der Vergessenheit entzogen sein werden. Man hört: „Auser dem Nagel kann jeder, gleichfalls um geringes Entgelt, ein Gedenkblatt mit seinem Namen versehen, und dieser Name wird in einem Buche verewigt, das zu- lezt, ein goldenes Buch der Vaterlandsliebe, in den Gewahrsam der Stadt Wien übergeht. Jeder Spender erkaufte sich folglich das Recht, das sein Name durch die Jahrhunderte fortzuleben, Ewigkeit für jünzigen Kreutzer, Unsterblichkeit für eine Krone, wann und wo hätte man ein so kostbares Geschenk um so billigen Preis erhalten? Das Gedenkblatt aber wird sich in der Familie des Spenders als merkwürdige Urkunde von Geschlecht zu Geschlecht vererben, wird die Nachgeborenen an eine fürchtbar große Zeit genommen und den Enkeln erzählen, daß das Familienhaupt in dieser Zeit seine Pflicht getan. Es wird am Ende gar eine Art Adelsbrief sein, und in der Tat sprach man bereits in einer Frauenversammlung von dem „nagelstiftenden Ahnen“. Es ist klar: eigentlich ist die Atmosphäre aus dieses Wehrmannes im Eisen überaus „dagewesen“. Die alte Technik kehrt wieder, die beschreibende und beschreibende Wohlthätigkeit zu laden, indem man ihre Fortsetzung von sich selbst steigert. Aus dem Gemimmel der eisernen Nagelköpfe leuchten drei lauterliche Nägel in Gold, und ein goldenes Buch der Vaterlandsliebe trägt die Namen der Spender nicht nur durch ein halbes Jahr, sondern durch die Jahrhunderte. Aber was khabelst? Die Eitelkeiten, die hier angefastet werden, sind erträglich, und wenn es nicht befällt, seinen Namen durch die Jahrhunderte fortzuleben zu lassen, kann namenlos jeden Betrag opfern, der in ihm das Hochgefühl zu wecken geeignet ist, ein Wohlthäter von Geschlecht zu sein.

Die englische Auswanderung.

Die Zahl der Auswanderer aus Großbritannien und Irland ist in den letzten Jahren (es liegen die Zahlen bis 1912 vor) wieder sehr erheblich gewachsen, bis über 300 000. Einen solchen Umfang hat die Auswanderung schon einmal, im Jahre 1881, erreicht, sie betrug damals 308 000 Köpfe. Besonders stark war die Auswanderung aus Irland, wo ein schwerer wirtschaftlicher Notstand, verstärkt durch schlechte Kartoffelernte, herrschte. Von den vorzogenen Engländern wurde sogar versucht, die irische Auswanderung solwie die aus dem Londoner Gebiet zu heben, weil man sich davon eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Bevölkerung versprach, und das Ministerium Gladstone unternahm diese Versuche mit 2 Millionen Mark. Auch private Komitees wurden zur Unterstützung der Auswanderung gebildet. Die von der „English Emigration Board“ unternommenen Auswanderer gingen vorzugsweise nach Kanada, zu einem kleinen Teil nach Australien und nur ganz vereinzelt nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, der Strom der irischen Auswanderer dagegen wandte sich vorzugsweise den Vereinigten Staaten zu; mehr als zwei Drittel der aus ihrer Heimat ziehenden Irren wollten den „Schuh“ der britischen Herrschaft nicht mehr genießen.

Vom Jahre 1882 ab fiel die englische Auswanderung wieder, sie ist später wieder gestiegen und erreichte 1907 die horrenden Zahl von 27 000 Köpfen, fast eine Drittel Million. Freilich sind hierin auch Ausländer inbegriffen, die vorher nach Großbritannien einwandert waren, doch ist ihre Zahl sehr gering, noch nicht 3000. Von den Auswanderern waren fast 240 000 Engländer, 53 000 Schotten, 52 000 Irren. Die reinen Engländer blieben auch bei der Auswanderung zum weitaus größten Teile ihrem Vaterlande treu, 88 000 wandten sich nach Kanada und anderen englischen Kolonien in Amerika zu, 56 000 gingen nach den übrigen Kolonien in Afrika, Australien, Asien, und nur 78 000, etwa ein Drittel, wählten die Vereinigten Staaten zur neuen Heimat. Bei den Schotten waren es fast 44 Proz., nämlich 22 000. Von den Irändern dagegen wählten 45 000 oder 85 Proz. der Auswanderer die Vereinigten Staaten zum neuen Vaterlande, wo sie Bürgerrecht erwerben wollten. Hier liegt klar zutage, daß eine starke Abneigung, zum Teil direkter Haß gegen England, ein entscheidender Grund bei der Wahl des Zieles der Auswanderung war.

Für die Auswanderung der folgenden Jahre sieht man nur das „Daily Mail Year Book 1914“ zur Verfügung, das die Zahl der auswandernden britischen Untertanen nicht unbeträchtlich geringer angibt, für 1907 mit 235 100 und für die folgenden Jahre 1908 bis 1912 zu 212 000, 139 700, 261 800 und 268 500. Nach dem starken Sinken der Auswanderungsziffer im Jahre 1908 sehen wir ein ständiges ganz außerordentlich großes Anwachsen. Schon 1910 ist das früher einzig dastehende Jahr 1907 erreicht, und in den Jahren 1911 und 1912 wird es noch erheblich überschritten.

Wie wollen zum Vergleich die Zahlen angeben, die das Deutsche Reich an Bürgern in den gleichen 6 Jahren von 1907 bis 1912 an das Ausland abgegeben hat. Es waren 31 700, 19 000, 24 900, 25 500, 22 700, 18 500. Da Deutschland eine erheblich größere Bevölkerung hat als die Vereinigten britischen Königreiche, so stellen die Auswanderungszahlen auf das Land der Bevölkerung berechnet sich für Deutschland noch erheblich günstiger; sie sind 0,51, 0,32, 0,29, 0,29, 0,35, 0,28. Für Großbritannien

machte; dann konnte sie leben, um der Aufgabe willen, sein Leben an den Tag zu bringen; und die ganze Welt konnte leben, daß sie sein gewesen war — oder wenn es fehlgeschlug, würde sie jedenfalls ihr ganzes Leben lang an ihrem Körper ein Kennzeichen von ihm tragen. Aber er hatte nur erreicht, sie von sich zu stoßen — sie war zu gesund.

Dann hatte er sich jämmerlich klein gemacht, hilflos noch, als er bereits infolge seiner Krankheit war, — um ihr Mitleid zu erwecken. Und er hatte die wärmsten Worte von dem anderen Leben gesprochen, das trotzdem existierte, und in dem sie zusammen sein und einander für ewige Zeit lieben könnten. Auch das war abgeprallt, obwohl sie sich früher wahrhaftig gerade an diese idiotische Hoffnung geklammert hatte.

Vielleicht hatte er nicht glaubwürdig genug gesprochen, — aber Frauen hatten ja auch keinen Sinn für Religion! Sie hatte sich über seine Worte gefreut, aber bloß um seiner selbst willen, weil er nun etwas vor sich sah, was ihn erwartete. Er mußte lachen bei diesem Gedanken, doch ein Schmerz in der Lunge ließ ihn die Lippen zusammenbeißen.

Nachdenklich starrte er vor sich hin: eine lange Reihe von Niederlagen war es, und nun war der Kampf vorbei. Sie kam ihm nicht nahe; mit dem sichern Gefühl des Instinkts für die Gefahr hielt sie sich von ihm fern und schnitt jeden Anlaß zu einem Gespräch ab.

Und jetzt war es ihm gleichgültig, besonders heute. Zum erstenmal seit langer Zeit hatte er eine mittlere Temperatur, und er fühlte sich zu etwas Freigebigkeit aufgeleitet. Wenn sie nun mit einem neuen Geliebten kam, so wollte er den beiden seinen väterlichen Segen geben — unter der Bedingung, daß sie mit einem starken Burken anwärte.

Er hob seine weiße, durchsichtige Hand gegen das Licht, drehte sie langsam und ließ sie wieder fallen. Dann setzte er die Ellbogen auf die Unterlage und richtete sich auf, um die Lage zu wechseln; sein Gesicht verzerrte sich vor Schmerz, aber er fuhr fort, sich zu drehen; er wollte diesen Schmerz, der ihm doch immerhin etwas darbot, zu einer Veränderung herausfordern. Sein ganzer Rücken war eine einzige Wunde von allen den spanischen Misanen, die der ziemlich altmodische Arzt ihm aufgeleitet hatte. Lange hatte man ihn auch mit Jod gepinselt; er hatte sich dagegen gestäubt, aber nun wollte er es wieder haben; er meinte, diese Wunde hielte ihn lebendig und seine wenigen Lebensreste würden dahinstreifen, wenn nicht diese beständige Reizung vorhanden wäre.

und Irland sind sie nach den sicherlich zu geringen Zahlen des Daily Mail Year Book 5,24, 2,06, 3,13, 5,15, 5,78, 5,76. Die geringste englische Zahl, die für 1908, ist noch viermal so groß wie die höchste deutsche Zahl, die für 1907. Im allgemeinen überwiegen die englischen Zahlen die deutschen um das Fehnfache, in den letzten Jahren sogar um das 13- bis 20fache. Soviel geringer ist also die Anziehungskraft der viel gerühmten „britischen Freiheit“ auf die von ihr beglückten Staatsbürger.

Musik.

Montis Operetten-Theater: „Hochzeit tanzt Salzer“. Al-Biener Singlied von Brammer und Grünwald, Musik von Kläber. — Die sentimentale Geschichte von dem Musikus, dem die platonische Kunst einer Prinzessin zum Erfolg verhilft, hat zwar den Milderungsgrund, daß sie in Wien und im Anfang des vorigen Jahrhunderts spielt, aber darum wäre sie doch unerträglich sentimental, wenn sie nicht eben bloß ein Vorwand für Louis Treumann aus Wien wäre, ein Vorwand zur Entfaltung der glänzendsten schauspielerischen Tugenden. Mit dem Worte Tugenden ist schon gesagt, daß hier von Virtuosität keine Rede sein kann, obwohl Treumann seine Mittel auch virtuos beherrscht. Wenn man an diese Personalunion von Sänger (und zwar glänzendem Sänger fast ohne Stimme), Schauspieler, Tänzer, von Komiker, Tragiker, Charakteristiker denkt, so empfindet man recht den mitschenden Bankrott des Wagnerischen Gesamtkunstwerkes, das darstellerisch in jener Erscheinung gipfelt, die man geringfügig als Wagnerlänger zu bezeichnen pflegt. Nein, die Entzweiung, die Vorwärtswendigung führt in stracks entgegengesetzter Richtung von Wagner. Die Operette mit all ihrem Mist und Blödsinn schafft das darstellerische Gesamtkunstwerk, nicht der romantisch-pathetische sogenannte Wagnerstil. Die vollendete Technik eines Treumann wird ergänzt durch den schärfsten künstlerischen Instinkt, der mit nie irrendem Geschmack über das Banale und Folklische hinwegleitet und dem Echten immer neue und überraschende Züge verleiht.

Wenn man weiß, daß Treumann zugleich ein ausgezeichnete Regisseur ist und diese Operette gelegentlich anderwärts meisterhaft herausbrachte, so darf man ihm auch um die hiesige tüchtige Vorstellung allgemeine Verdienste zuschreiben, obwohl die übrige Besetzung eigentlich nur in einigen Nebenrollen angenehm auffiel, etwa in Robes Plunderer, Tobiasen Baptiste, Gisa Solbes Piffolo. Die Prinzessin Marie war denn doch etwas zu reif, ich meine menschlich, nicht künstlerisch.

R. F.

Kleines Feuilleton.

Die Suche nach Nahrungsmitteln.

In der Presse werden fortgesetzt Vorschläge gemacht, wie durch die Kultur oder Verwertung bisher wenig beachteter Gewächse der Knappheit wichtiger Lebensmittel bis zur nächsten Ernte zu begegnen sei. So empfahl Prof. Haberlandt, einer der Botaniker der Berliner Universität, schon vor Wochen die ausgedehntere Kultur der aus Ostasien stammenden Sojabohne. Obwohl nun diese Pflanze in unseren Breiten am rechten Ort und bei richtiger Behandlung gut gedeiht und sehr nahrhafte Samen liefert, so sollte trotz jener Empfehlung niemand größere Bodenstrecken damit bepflanzen, der nicht schon Erfahrungen in der Kultur der Sojabohne besitzt oder einen Fachmann zur Seite hat. Er könnte sonst Fehlschlüsse erleben, und Kriegsjahre sind nicht die Zeit für unsichere Experimente. Die Aufmerksamkeit ist dann weiter auf eine Anzahl wildwachsender Pflanzen gelenkt worden. Alle, oder fast alle unsere größeren Seen, deren es in der Mark, in der mecklenburgisch-pommerschen preussischen Seemplatte und anderwärts in Norddeutschland sehr viele gibt, werden in der Sumpfszone am Rande außer von Schilf und Röhren auch von Rohrkolben in großer Menge bebedet, die die Wälder ränder, wenn sie im Herbst ihre großen braunen Fruchtstände entwickeln, die wie Kompenyger aussehen, „Schwadenstängel“ nennen. Die im Schlamm kriechenden Wurzelstöcke der kräftigen Pflanzen sind, wie Professor Graebner vom Botanischen Museum in Dahlen feststellt, in ihren Jellen mit Stärkeformern vollgepfropft. Die Entnahme mittels Booten vom Wasser aus dürfte wenig Schwierigkeiten machen, und wenn nicht für Menschen, dann liegen sich diese Wurzelstöcke in feuchten Gebieten vielleicht doch als Futter für Schweine und andere Haustiere verwerten.

Auch das Ranna- oder Schwadenkraut wächst überall auf nassen Wiesen, Seetümpeln usw. Seine Samen werden noch jetzt in manchen östlichen und nördlichen Gegenden in Form von „Schwadenbrühe“ als menschliche Nahrung benutzt. Joh. Trojan hat darauf neuerdings hingewiesen. Eine andere wildwachsende Pflanze, die auf allen Wäldern und anderen Kulturländern als nahezu unauferrobares Unkraut gefürchtet wird, die Luche, eine Verwandte des Weizens, durchzieht den Boden mit lang hinführenden Wurzelstöcken. Sie sind, wie Graebner mitteilt, sehr starkmehlreich, und sie haben schon einmal, vor Jahrzehnten, in einem Notjahre, Dienste als Mehlergäsmittel geleistet. Die jungen Blätter der Gartenbrennnessel und des Löwenjähns (Butterblume), die schon seitdem von armen Leuten als Gemüse benutzt worden sind, werden neuer in größerem Umfange gegeben werden. Viele Laubkolonisten, die beide allgegenwärtigen Unkräuter bisher vielleicht sorgfältig ausgewaschen haben, werden sie jetzt als freiwillige Weiteinfassungen stehen lassen und „zichten“. In unseren landesgelegenen Strichen ist auch die Nachtkerze gemein, z. B. an allen Bahndämmen. Ihre fleischigen Blätter bilden eine Kolette, die dem Boden anliegt, und sie sind als Gemüse eßbar. Es gibt bei uns keine Giftpflanze, die ihr ähnlich ist, so daß Verwechslungen nicht zu befürchten sind.

Wieder ein anderer Botaniker hat den Rat gegeben, unbenutzte, mit Erde gefüllte Ballonkisten zur Gemüsezucht im Zimmer zu verwerten. Die Erde wird mit lauem Wasser erst gründlich durchfeuchtet, dann werden reihenweise Samen von kleinen Salatorten (Stichsalat) gepflanzt, die keine großen Köpfe bilden, sondern deren junge Blätter getrennt bleiben. In die Zwischenräume kann man noch Mohrrüben und schließlich noch Radishes säen, und es scheint, daß solche Ballonkisten sich in nicht zu verachtender Weise auszunutzen lassen.

Alle diese Vorschläge kommen in ihrer Gesamtheit freilich über den Charakter von Notbehelfen nicht hinaus. Aber es ist sehr wohl möglich, daß bei dieser Suche nach neuen oder zu wenig beachteten Nahrungsmitteln und Kulturmethoden auch einmal eine glückliche Entdeckung gemacht wird, die den Krieg überdauert.

L. L.

Photographien auf Laubblättern.

Den Nachweis, daß sich das grüne lebende Blatt der Pflanzen ähnlich wie eine photographische Platte verhält und daß es möglich ist, Bildabzüge auf ihm herbeizurufen, hat Professor Dr. Hans Kollisch in einer Reihe von Versuchen geführt, über die er im neuesten Heft der „Mensch“ berichtet. Dem empfindlichen Silber-salz der Platte entspricht dabei der Chlorophyllapparat der Blattes, dem Silberkorn das Stärkekorn, und zur Entwicklung dient Jod, mit dem sich Stärke blau färbt. Bei der Kohlenstoffassimilation, die sich im grünen Blatt im Sonnenlicht vollzieht, entsteht da, wo das Licht hingelangt, in den Chlorophyllkörnern Stärke. Bedeckt man zum Beispiel ein Blatt mit einer Bleichschablone, in der die Buchstaben eines Wortes ausgeschnitten sind, so bringt das Licht durch diese ausgeschnittenen Buchstaben in das Blatt ein, es wird nur an diesen Stellen Stärke erzeugt, und bei der Jodprobe erscheint das Wort in blauer Schrift. Auf diesem Wege ging Prof. Kollisch weiter, und es gelang ihm schließlich, auf geeigneten Blättern, zu denen besonders die der indischen Kapuzinerkresse gehören, richtige Photographien zu entwickeln. Ein Kontrastreches Negativ wird zu diesem Zweck auf das Blatt gelegt und das

Ganze lange dem direkten Sonnenlicht ausgesetzt. Nimmt man dann die Jodprobe vor, so taucht, wenn der Versuch richtig ausgeführt ist, schon wenige Minuten nach der Behandlung das Positive des belichteten Negativs auf. Daß diese Kopien eine ganz überraschende Schärfe aufweisen können, beweisen einige dem Aufsatz beigegebene Abbildungen. Wenn das Blatt bei diesem Verfahren eigentlich die Rolle des Kopierpapiers spielt, so ist dasselbe aber auch möglich, wenn man es an Stelle einer photographischen Platte in der Kamera befestigt und von einem Aufnahmobjekt belichten läßt. Das Blatt muß am Beginn des Versuchs ganz härtest sein, wie es während der Nächte von selbst wird oder durch Umhüllung mit schwarzem Papier gemacht werden kann. Die Blattphotographien haben ein großes wissenschaftliches Interesse, weil sie zeigen, mit welcher Genauigkeit der Sonnenstrahl im lebenden Chlorophyllapparat chemisch arbeitet, und weil sie dar- un, daß die Stärke entsprechend der Intensität und der Dauer des Lichtes quantitativ entsteht. Nur so können die Wälder und Schatten in ihren feinsten Nebengängen und Kontrasten, wie eine Photographie sie zeigt, zutage treten.

Wie eine Uniform entsteht.

Deutschlands Sieg hängt nicht zum wenigsten von der zweckmäßigen Kleidung unserer Truppen ab. So ist bei Kriegsbeginn in vielen Schneiderwerkstätten die Uniform an Stelle des Zivilanzugs getreten, und der „Konfektionär“ erzählt, wie es in einem derartigen, 1500 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigenden Betrieb inmitten elektrisch betriebener Näh- und Knopfmaschinen zugeht. Am Verbeginn der einzelnen Uniformstücke, also vorzüglich Waffentrod, Hose und Mantel, sind viele hundert fleißige Hände beteiligt. In riesigen Ballen kommen die Tuche zuerst in den Zuschneidern, wo sie auf langen Tischen in langen Lagen übereinandergeschichtet werden. Darauf wird von dem Zuschneider die Schablone auf der obersten Lage mit weißer Kreide umzogen. Nun beginnt das an einem beweglichen, hebeltartigen Arm befestigte kreisförmige Zuschneidemeßer sich schnell um seine Achse zu drehen. Es wird die Kreidelinie entlanggeführt und schneidet so ganze Stofflagen auf einmal gleichmäßig zu. Zum Bedienen dieser elektrischen Zuschneidemaschine gehören zwei Geschickte, die die Stoffe in die einzelnen Lagen zerlegen, zwei Zuschneider, die die Modelle aufzeichnen, und der eigentliche Zuschneider, der die Maschine bedient. In dem geschlossenen Betrieb sind drei derartige Maschinen tätig, die an jedem Tag 1500 Stück Stoff zer schneiden können. Diese Leistung entspricht täglich etwa 3800 Meter Mantelstoff oder 3000 Meter Waffentrodstoff. Von den Zuschneideräumen gehen dann die geschnittenen Stoffe gebündelt in die Einrichterei. Dort werden sie für die eigentlichen Arbeitsräume zugeordnet, wo in langen Reihen Schneider und Schneiderinnen in einzelnen Gruppen sitzen. Denn das Hand-in-Hand-Arbeiten bildet die Grundlage des ganzen Betriebes. Da gibt es für die Waffentrod Vorderarbeiter, Kragenmacher, Aermelmacher, Zusammenseher und Ausfertigerinnen, für die Hosen Roharbeiter, Bügler, Stepper, Stepperinnen und wiederum Ausfertigerinnen, wobei man unter Ausfertigen das Anmähren der Knöpfe, das Niegelmachen und Futter passieren versteht. Für die Mäntel unterteilt man verschiedene Schneider: Vorderarbeiter, Kragenmacher, Aermelmacher und Zusammenseher. Jede derartige Arbeitskolonne kann dabei in der Woche 70 Waffentrod, eine Kolonne von Mäntelarbeitern etwa 80 Mäntel liefern. Dann werden die Uniformen mit dem Größenstempel versehen, in Bündel zu je 10 Stück gepackt und sind für die Ablieferung an die Militärbehörde fertig.

Die Selbstverstümmelung bei Krabben.

In den Felsenkriechen der südwestlichen Meeresküste Frankreichs lebt eine äußerst stille Krabbenart (Pachygrapsus). Erhält man dieses Tier an einem Bein, so bricht dieses an seiner Basis ab und das Tier ergreift die Flucht. Man bezeichnet diesen Vorgang als Selbstverstümmelung oder Autotomie. Viele glauben nun in dieser Erscheinung einen Beweis für das Vorhandensein von Bewußtseins- und Willensprozessen bei diesen Tieren zu sehen. Das Abbrechen des Beines erscheint ihnen als absichtlich gewollte Handlung. Sorgfältige Untersuchungen, die zur Erforschung des Vorganges angestellt worden sind, haben ergeben, daß er in recht verschiedener Weise ablaufen kann und daß dabei ganz andere Umstände als Heberlegung und Wille ausschlaggebend sind. So hat man z. B. festgestellt, daß das Bein gar nicht oder nur sehr schwer abbricht, wenn die Krabbe lange Zeit auf sonnenbeschienenen und starker Trockenheit ausgelegten Felsen gelebt hat. Hier scheint also ein chemischer Umstand, nämlich der Mangel an fixem Wasser- gehalt der Körpergewebe, die Ursache für das erscheinende Abbrechen des ergriffenen Beines zu sein. Man hat fernerhin beobachtet, daß, wenn man alle Beinglieder der Krabbe auf die gleiche Art, nämlich durch Zwickeln, reizt, man bei der Reizung jedes Gliedes ein anderes Verhalten beobachten kann, also eine andere Antwort auf den Reiz erhält, und nur in einem ganz bestimmten Falle wird das Bein abgeworfen. Wahrscheinlich beruht diese Verschiedenheit der Reaktionen auf der verschiedenen Sensibilität der nervösen Tast- und Tastapparate der Beinglieder. Man kann nun dasselbe Bein auch auf verschiedene Art reizen, z. B. durch Stoßen oder durch leichtes Anreizen, und man erhält dabei ebenfalls verschiedene Reaktionen. Nur auf Grund der Anreizung erfolgt aber die Ablösung des Beines, und auch diese Art der Reizbeantwortung kann nur nach dem Ursprung sein; denn manche Endverästelungen von Nerven reagieren nicht auf Zwickeln, als auf Stoßreize. In allen diesen Fällen darf man daher nicht auf einen psychischen Charakter des Vorganges schließen, noch weniger auf ein Eingreifen des Willens. Von einem psychischen Vorgang könnte man erst reden, wenn die Reaktion auf die mechanische Reizung des Beines durch die vom Auge aufgenommenen Eindrücke, also durch die Gesichtswahrnehmungen, beeinflusst würde; denn das wäre gleichbedeutend mit einem Zwischentreten von Assoziationserscheinungen, d. h. irgendwelchen Verknüpfungen von Gehirnzellgruppen im Zentralnervensystem. Die Beobachtungen haben aber nichts dergleichen ergeben. Der Vorgang des Beinabwerfens tritt auch dann noch ein, wenn man das Gehirn der Krabbe durch eine Operation von dem Bauchganglion abgetrennt hat, wodurch das Bauchganglion, das die Bewegungen der Gliedmaßen der Krabbe leitet, dem Einfluß des Gehirns und damit auch der Augen entzogen ist.

Notizen.

— Vorlesung. In der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur wird Direktor Friedr. Neef am Mittwoch, den 24. März, abends 8 Uhr, im Bürgeraal des Berliner Rathauses Karl Hauptmanns Teudum „Der Krieg“ zur ungekürzten Vorlesung bringen. Eintritt frei.

— Theaterchronik. Im Schiller-Theater Charlottenburg wird das vieraktige Schauspiel „Nacht und Morgen“ von Paul Lindau am Gründonnerstag zum erstenmal in Szene gehen.

— Musikchronik. Für das vierte Konzert der Volksbühnen im Theater am Volkspark, das am 28. März, mittags 12 Uhr stattfindet, haben Prof. Karl Fiebig (Violine) und Arthur Schnabel (Klavier) ihre Mitwirkung zugesagt. Eintrittskarten zu 75 Pf. einschließlich Garderobe sind (auch für Nichtmitglieder) an der Theaterkasse, bei Vertheim, im Invalidendank und in den Zahlstellen der freien Volksbühnen zu haben.

— Totkaiser Grabmal. Ein merkwürdiges Grabmal soll sich in Jasnaja Poljana auf dem Grabe Leo Tolstois nach den Wünschen seiner Kinder erheben: eine Gruppe von Kapellen, die den verschiedenen Religionen der Menschheit gewidmet sind und die immer den Pilgern offen stehen sollen, die von allen Teilen der Welt zu dieser letzten Ruhestätte des großen Dichtersphilosophen zusammenströmen. Es soll ein Tempel der „Weltreligion“, ein „Mausoleum“, das die menschliche Liebe und Brüderlichkeit symbolisiert, sein. So erklärt Tolstois Tochter Tatjana, die lange Jahre hindurch die Vertraute ihres Vaters gewesen ist, den Sinn dieses Grabmals nach dem Plane, der der Tolstois-Gesellschaft vorliegt.